

Fonds & Co.

Stolz auf die Schweiz und ihre Industrie

Editorial von Dr. Matthäus Den Otter, Geschäftsführer Swiss Funds Association SFA



Jawohl, das können wir sein. Und mit Industrie ist sowohl der Werk- wie auch der Finanzplatz in der Schweiz gemeint. Im Nachgang zur Finanzkrise wurden beide Bereiche von verschiedener Seite auseinanderdividiert; das darf nicht sein, denn nur wenn sie wie Zahnräder ineinandergreifen, geht es der Schweizer Wirtschaft und damit uns allen gut.

Industrie ist ein treffender Begriff, bedeutet doch das lateinische Wort «industria» Betriebsamkeit und Fleiss. Nur mit solidem Handwerk, grossem Einsatz, hoher Professionalität und guter Ausbildung können Werte geschaffen und qualifizierte Arbeit für Nachwuchskräfte angeboten werden. Nicht dass wir uns darauf ausruhen sollen, aber wir dürfen ruhig einmal festhalten, dass die Schweizer Unternehmen im internationalen Vergleich gut dastehen. In gewissen Bereichen zählen sie zu den Leadern – und dies ist für die Grösse unseres Landes bemerkenswert. Zudem hat sich die Eidgenossenschaft soeben als ziemlich krisenresistent erwiesen und wurde vom «belächelten Auslaufmodell zur respektierten Ausnahme», wie es pointiert in einer kürzlich erschienenen Publikation von Julius Bär heisst. Damit dies auch inskünftig so bleibt, muss die Qualität – der Ausbildung, Produkte, Beratung – stimmen. Hier sind weiterhin engagierte Arbeit und eine selbstkritische Haltung nötig.

Unser Finanzplatz ist stark. Wir müssen uns nicht verstecken und können eine klare Weissgeldstrategie verfolgen.

Mit dem vorhandenen Know-how und der grossen Erfahrung im Finance ist die Schweiz attraktiv und kann eine massgebliche Rolle spielen – nicht als Insel, sondern im weltweiten Zusammenspiel. Wir dürfen uns nicht selbst isolieren oder in die Isolation treiben lassen. In dieses mir naheliegende Kapitel gehört auch das aktive Streben nach dem EU-Marktzugang für Schweizer Asset Manager und deren kollektive Kapitalanlagen. Ich bin diesbezüglich jedoch zuversichtlich, denn die Schweiz hat historisch erwiesene Überlebenserfahrung im Umgang mit grossen Nachbarn.

Gerade nach der Krise wurden auch Fragen nach dem richtigen System aufgeworfen; teilweise wurden Kapitalismus und Neoliberalismus als Grund für alles Übel verschrien. Mittlerweile hat sich eine differenziertere Betrachtungsweise durchgesetzt – und dies zu Recht. Denn die neoliberale Ideologie «entwirft einen Ordnungsrahmen, der die Grundwerte der Freiheit und Gerechtigkeit, der Verantwortung und Solidarität auch in der Wirtschaft harmonisch zu verbinden erlaubt», wie Karen Horn vom Institut der deutschen Wirtschaft schreibt («Die Zukunft des Kapitalismus», Herausgeber Frank Schirrmacher, Thomas Strobl, edition suhrkamp, 2010). Ebenso klar ist auch, dass kein System vor Krisen gefeit ist. Deren Gründe liegen im Menschen selbst, sind wir doch geprägt von Unsicherheit und regelmässigen Interessenkonflikten. Der Kapitalismus ist aber das einzige System, das sich immer wieder selbst korrigieren kann. In dieser Phase befinden wir uns gerade und versuchen, mit neuen Regeln die Folgen zukünftiger Krisen zu minimieren.

Gerade im Finanzbereich sind bei den Regulierungsbemühungen aber auch Augenmass und Verhältnismässigkeit gefordert, damit die Wettbewerbsfähigkeit erhalten bleibt. Denn davon profitieren wir alle, was ein paar Zahlen aus dem Buch «Schweiz und UBS – starke Partner» illustrieren: Der Finanzsektor und seine rund 200'000 Mitarbeiter leisten mit 59 Mrd. Franken (11% des BIP) einen wesentlichen Beitrag zur Wertschöpfung der Schweiz sowie einen überdurchschnittlichen Anteil an das Wachstum der Schweizer Wirtschaft. In den vergangenen 10 Jahren erarbeiteten die Banken über 40% des Aussenhandelsüberschusses. Und last but not least: Der Finanzsektor – inkl. Mitarbeiter und Aktionäre – bezahlt jährlich 14 bis 18 Mrd. Franken direkte und indirekte Steuern, was 12 bis 15% aller Steuern von Bund, Kantonen und Gemeinden entspricht.

matthaeus.denotter@sfa.ch ●